

Hintergrund erfolgt im Titel der Arbeit auch eine Einordnung in die ‚volkslinguistische Perspektive‘. Angesichts der terminologischen Vielfalt im Forschungsfeld zu subjektiven Sprecherurteilen und der Tatsache, dass sowohl in den einleitenden Worten als auch im Forschungsüberblick die Arbeit in den Kontext der Forschungsdisziplin gesetzt wird, für die sich mehr und mehr der Terminus *Perceptual Dialectology* durchsetzt (wird auch im Klappentext genannt, zu Deutsch: ‚Wahrnehmungsdialektologie‘<sup>4</sup>), erscheint eine Begründung für die Titulierung sinnvoll, die jedoch nicht geliefert wird.

Jedoch ist es zu bedenken, dass die Auswertung im Rahmen einer Masterarbeit stattgefunden hat und somit ein wissenschaftliches Debüt darstellt, dessen Veröffentlichung schon für sich spricht. Nicht zuletzt unter Berücksichtigung dieser Gegebenheit gilt es abschließend zu konstatieren, dass es sich um eine gelungene Arbeit handelt, die einen wertvollen Beitrag zur Erforschung subjektiver Sprecherurteile liefert.

Luxemburg

Rahel Beyer

<sup>4</sup> Christina Anders, *Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien*. Berlin, New York 2010.

ARNE ZIEGLER, ERIKA WINDBERGER-HEIDENKUMMER (Hg.): *Methoden der Namenforschung. Methodologie, Methodik und Praxis*, Berlin: Akademie-Verlag 2011, 254 S.

Die in diesem Band enthaltenen Beiträge gehen bis auf zwei auf Vorträge zurück, die im Mai 2010 am Institut für Germanistik der Universität Graz im Rahmen der 6. Arbeitstagung des Arbeitskreises für bayerisch-österreichische Namenforschung unter dem Thema ‚Methoden der Namenforschung‘ gehalten wurden.

Der Schwerpunkt der Vorträge lag dem Arbeitskreis entsprechend im süddeutschen und österreichischen Raum, aber mit Recht betonen die Herausgeber in ihrem Vorwort (S. 5f.), dass generelle Probleme der Namenforschung überregionale Bedeutung haben.

Den Band leiten Erika Windberger-Heidenkummer und Arne Ziegler mit der Frage ein: ‚Methoden der Namenforschung – Wieso, weshalb, warum?‘ (S. 11–18). Wichtig erscheint mir darin die Bemerkung, „dass die Wahl der Methoden stets den konkreten Fragestellungen und Untersuchungszielen [...] folgt und somit nicht per se adäquat sein kann“ (S. 12). Es geht somit um eine Vielfalt der Methoden, daher heißt der Band, ja auch ‚Methoden der Namenforschung‘, nicht ‚Methode der Namenforschung‘. Selbstkritisch bemerken die Autoren, die ja auch Herausgeber des Bandes sind: Die Unterscheidung in die drei Oberbegriffe ‚Methoden & Reflexionen‘, ‚Methodik & Diskussionen‘, ‚Praxis & Analysen‘ ist nach Meinung der Herausgeber „suboptimal. Sie ist im Wesentlichen Resultat des Versuchs, die Beiträge des Bandes einigermaßen gleichmäßig auf die Kapitel zu verteilen“ (S. 14).

Ein altes Thema der Ortsnamenforschung greift Friedhelm Debus mit seiner Frage ‚Hat die Realprobe bei jeglicher Namendeutung das letzte Wort?‘ (S. 21–27) auf. Es geht um die Sätze von A. Bach „Bei jeglicher Namendeutung hat die Realprobe das letzte Wort. Der Beweis aus der Sache schlägt den aus der sprachlichen Form“<sup>1</sup>. Wie fast immer in der Wissenschaft sind derartig überspitzte Formulierungen mit Vorsicht aufzunehmen, und genau dazu rät F. Debus. Er „reflektiert [...] das Für und Wider einer Methode [und] beleuchtet ihre Grenzen“ (S. 15) und kommt zu dem Schluss: „Bei jeglicher Namendeutung hat die mögliche Realprobe das letzte Wort“ (S. 26). Bei einigen der in

<sup>1</sup> Adolf Bach, *Deutsche Namenkunde. Bd. II: Die deutschen Ortsnamen. Teil I: Einleitung. Zur Laut- und Formenlehre, zur Satzfügung, Wortbildung und -bedeutung der deutschen Ortsnamen*, Heidelberg <sup>2</sup>1953, S. 248.

diesem Beitrag erörterten Namen sind allerdings Anmerkungen zu machen: So kann der Name der *Dautphe* usw. (S. 24f.) nicht ohne Berücksichtigung des Ortsnamens *Duderstadt* in Südniedersachsen und weiterer Namen behandelt werden<sup>2</sup>. Zur Diskussion um den Namen *Biedenkopf* und dessen mutmaßliche Herkunft von baskisch *bide* ‚Landstraße‘ (Th. Vennemann<sup>3</sup>) ist die jetzt vorliegende Diskussion um den gesamten Komplex des angeblich vaskonischen Substrats in Europa zu vergleichen<sup>4</sup>.

Erika Windberger-Heidenkummer äußert sich zu der Frage: ‚Onymische Monovalenz und Klassenbildung. Ein onomastisches Problem und seine methodischen Folgen‘ (S. 29–46). In diesem vor allem namentheoretisch ausgerichteten Beitrag geht es – nicht nur, aber in hohem Maße – um die ‚referenzielle[] Einwertigkeit des Eigennamens und eine[] mögliche[] onymische[] Klassenbildung auf Basis semiotischer Modelle und onomastisch-kognitivistischer Konzeptionen‘ (S. 15). Das sind für Namenforscher Fragen, die immer wieder und immer wieder neu diskutiert wurden und werden. Für einen Nichtfachmann jedoch, der sich vor allem über ‚Methoden der Namenforschung‘ informieren möchte, dürfte der Beitrag nur schwer verständlich sein.

Christian Kollmann äußert sich zu ‚methodische[n] Fragen und Überlegungen zur Typologisierung der Familiennamen am Beispiel des Luxemburgischen Familiennamenatlases‘ (S. 47–62). Es ist ein Bericht über ein auf drei Jahre angelegtes Projekt, das deshalb vor besonderen Schwierigkeiten stand, weil es ‚die Integration von Namendaten aus Belgien, Deutschland und Frankreich erfordert‘ (S. 15). Die Auswahl des Untersuchungsgebietes hat Ch. Kollmann noch diskutiert (S. 48), inzwischen ist das Ergebnis sichtbar: man findet den Luxemburgischen Familiennamenatlas im Internet unter <http://ifa.uni.lu/>. Der Atlas ist nicht nur für Luxemburg von Bedeutung, denn er greift weit über dieses Land hinaus, indem der Westen von Rheinland-Pfalz, der Südwesten von Nordrhein-Westfalen, der Südosten von Belgien und Teile Lothringens einbezogen werden.

In seinem Beitrag ‚Moderne Indogermanistik vs. traditionelle Namenkunde. Teil 2 – *Save, Drau, Zöbern*‘ (S. 63–87) hat Harald Bichlmeier einen weiteren Versuch gestartet, die bisherigen Forschungen an den ältesten Gewässernamen Europas, die vor allem von H. Krahe, W.P. Schmid und dem Rezensenten betrieben wurden und werden, als überholt und korrekturbedürftig darzustellen. Die Herausgeber meinen, dass es ihm gelungen sei zu zeigen, ‚was sich dadurch wie am Althergebrachten ändert‘ (S. 15). Im Wesentlichen geht es aber nur um die laryngalistischen Ansätze, die gezeigt am Beispiel der *Save/Sava* bzw. dt. *Aue*, wie folgt notiert werden: ‚idg. \*sōuūā- (< idg. \*sh<sub>2</sub>ōuū-ah<sub>2</sub>-) ‚Gesamtheit des zum befeuchteten (Gebiet) Gehörenden‘. Zu vergleichen ist hierzu als typologische Parallele die Verwendung von germ. \*ag<sup>u</sup>iō- (< idg. \*h<sub>2</sub>ek<sup>u</sup>-iūth<sub>2</sub>-) ‚(Gesamtheit des) zum Wasser Gehörig(en)‘ > ahd. *ouwe* > nhd. *Au*‘. Bislang interpretierte man *Au(e)* als ‚Land am Wasser‘ – und ich bin sicher, dass man dabei auch bleiben wird. Ändert sich durch die laryngalistische Notierung wirklich Grundlegendes für die bisherigen Forschungen zu der Alteuropäischen Hydronymie? Als Hauptergebnisse haben H. Krahe und seine Mitforscher erarbeitet (das Folgende im Wesentlichen formuliert nach W.P. Schmid): Diese Hydronymie ist in ihrem Wortschatz und ihren formalen Bildungsmitteln indogermanischer Herkunft; sie ist in einer noch voreinzelsprachlichen Periode des indogermanischen Raumes entstanden. Namen, die dazugezählt werden, können aus denjenigen Sprachen, die heute am Ufer gesprochen werden, nicht erklärt werden. Sie enthalten Lexeme mit einer idg. Wurzelstruktur und der Bedeutung ‚Wasser, fließen‘ o.Ä. und sie müssen aus der Gesamtheit des idg. Wortschatzes und seiner Morphologie, zumeist gebildet mit altertümlichen Suffixen,

<sup>2</sup> Kirstin Casemir, Uwe Ohainski, Jürgen Udolph, Die Ortsnamen des Landkreises Göttingen (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 44, Niedersächsisches Ortsnamenbuch 4), Bielefeld 2003, S. 110ff.

<sup>3</sup> Theo Vennemann, Zur Etymologie von *Biedenkopf* und zum ‚Fugenelement -n‘, in: Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge 43 (2008), S. 375–379.

<sup>4</sup> Jürgen Udolph (Hg.), Europa Vasconica – Europa Semitica? Kritische Beiträge zur Frage nach dem baskischen und semitischen Substrat in Europa (Beiträge zur Lexikographie und Namenforschung 6), Hamburg 2013, speziell zu *bide*: S. 241f.

erklärt werden. Die dazugehörenden Namen bilden ein – offenes! – System. Ein Name wird dann als ‚alteuropäisch‘ bezeichnet, wenn er in Europa mindestens einen altertümlichen wurzel- und strukturel verwandten Namen als Entsprechung hat. Die alteuropäische Hydronymie ist strukturell und semasiologisch von hoher Altertümlichkeit. Sie muss bereits in der ersten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends voll ausgebildet gewesen sein. Ein besonderes Zentrum hebt sich im Baltikum, genauer: in dem ehemals von baltischen Stämmen besiedelten Gebiet, heraus. Ich bin sicher, dass sich an diesen Ergebnissen auch zukünftig nichts ändern wird.

Peter Ernst geht es in seinem Beitrag ‚Namen und Grammatik am Beispiel geographischer Namen‘ (S. 89–99) in erster Linie um den gelegentlich nicht vorhersagbaren Gebrauch des Artikels und des Genus. Wichtig scheint mir seine Beobachtung, dass dabei nicht von einer Grammatik der Namen, sondern von einer Grammatik der Namenarten auszugehen ist.

Giorgio Marrapodi bespricht die bei der Erörterung der Flurnamen wichtigen Aspekte um Volkskunde und Aberglauben (S. 101–114), wobei die Situation in der Italomania mit jener, die im deutschsprachigen Raum vorherrscht, verglichen wird. Entsprechende Untersuchungen sind, wie der Autor selbst weiß, sehr zeitaufwendig und abhängig von dem zur Verfügung stehenden Material. Sehr deutlich wird dieses aus dem Schlusswort seines Beitrages, in dem der Wunsch geäußert wird, dass sich eine Datenbank erstellen lasse, ‚in der die bisher gesammelten Flurnamen im deutschen Sprachraum zu den entsprechenden Darstellungen von Sitten, Volks- und Aberglauben in der volkswissenschaftlichen Literatur in Bezug gesetzt werden [können]‘. Das ist ein verständlicher, aber – so fürchte ich – in naher und fernere Zukunft kaum zu realisierender Wunsch.

Albrecht Greule diskutiert ‚Arbeits- und Darstellungstechniken des Deutschen Gewässernamensbuchs‘ (S. 117–126). Er begründet sein Vorhaben, ein deutsches Gewässernamensbuch zu erstellen, das ein Desiderat ist, damit, dass ‚bis heute weder die Aufbereitung der neueren Forschungen zu den Gewässernamen und ihre Darstellung in Form eines gut zugänglichen Nachschlagewerkes noch die Zusammenfassung unseres Wissens etwa auch für die Nachbardisziplinen der Namenforschung auf wissenschaftlicher Ebene gelungen ist‘ (S. 119). Er bietet Probeartikel für die Gewässernamen *Mur*, *Gurk* (als Mehrnamen-Artikel), *Eiter/Aiter*, *Alsbach* (bei Wien bzw. Nebenfluss der Saar), *Traisen*, *Aist*, *Trisanna*, *Lutzan* und unterstreicht die Problematik, auf der einen Seite eine forschungsrelevante und auf der anderen Seite eine öffentlichkeitswirksame Präsentation bieten zu wollen bzw. zu müssen. Ich möchte deutlich bemerken: Wenn man die interessierten Laien und die Öffentlichkeit ansprechen will, dann fragt es sich, ob es notwendig oder sinnvoll ist, etwa für *Alsbach* statt des durchaus zu vertretenden Rekonstrukts \**Alsā* jetzt \**h<sub>2</sub>els-eh<sub>2</sub>* anzusetzen. Wem soll damit gedient sein? Hier opfert man den Versuch, die Bedeutung der Gewässernamen für die Allgemeinheit deutlich zu machen, dem Fachjargon der Indogermanistik. Hinzu kommt, dass es keineswegs gesichert ist, dass der anlautende Vokal tatsächlich auf eine \**-e*-Variante zurückgeht. Die voreinzelsprachlichen Gewässernamen gehören keiner einheitlichen Schicht und damit keineswegs alle einer ‚ur‘indogermanischen Schicht an, in der man unter Umständen mit Laryngalen operieren kann. Wichtiger scheint mir aber die Frage, ob man *Als-bach* wirklich, wie A. Greule meint, mit \**el-* ‚ernähren, aufziehen‘ verbinden kann. Viel näher steht eine gut bezeugte slavische Wortsippe um russ., weißruss. usw. *alēs*, *ol’os*, *al’sa*, *olesie* usw. ‚nasse Stelle; feuchter, nasser Ort, Waldsumpf‘<sup>5</sup>.

Eine Bemerkung aus A. Greules wichtigem Artikel ist mir nicht verständlich: ‚Ich folge dabei [bei den Deutungen] nicht dem Alteuropa-Konzept, sondern versuche die Namen aus den Einzelsprachen zu erklären‘ (S. 121). Es ist selbstverständlich, zunächst in den jeweiligen Einzelsprachen nach einer Erklärung von Namen zu suchen, aber wenn das nicht gelingt, wo sollte man dann suchen, wenn nicht in einer Vorstufe der Einzelsprachen?

<sup>5</sup> S. Jürgen Udolph, Studien zu slavischen Gewässernamen und Gewässerbezeichnungen. Ein Beitrag zur Frage nach der Urheimat der Slaven (Beiträge zur Namenforschung, Beihefte, Neue Folge 17), Heidelberg 1979, S. 487ff., wo ich auf Etymologie, Wortbildung und auch die voreinzelsprachliche Sippe um *Ol’sa*, *Alsa* eingehe.

Einen interessanten Aspekt beleuchtet Volker Kohlheim in seinem Beitrag ‚Diffusionstheorie und Onomastik‘ (S. 127–142). Das Forschungsziel der Diffusionsforschung liegt demnach in der „Erhellung des Prozesses der Verbreitung und Annahme einer spezifischen neuen oder auch nur als neu empfundenen Einheit – einer Idee oder Verfahrensweise – über eine gewisse Zeit im Raum oder auch innerhalb einer Population durch Individuen oder Gruppen, die durch spezifische Kommunikationskanäle verbunden sind“ (S. 129). Anhand von Heiligennamen beschreibt V. Kohlheim die Grundlagen und Möglichkeiten der Diffusionstheorie in der Familiennamenforschung. Nach seiner Auffassung bietet gerade die Onomastik ein ideales Betätigungsfeld für diese Methode.

Gerhard Rampf zeigt in seinem Beitrag ‚Belegverortung mit GIS. Methodische Aspekte und Anwendungsmöglichkeiten‘ (S. 143–154), wie man Flurnamen mit Hilfe von geographischen Informationssystemen (GIS) bearbeiten und verorten kann. „Die Vorteile bei der Verwendung von GIS werden vor allem in der Flexibilität der kartographischen Visualisierungsmöglichkeiten gesehen. [...] Für die historisch-etymologisch orientierte Namenforschung hatten GIS bisher mangels Datengrundlage weniger Bedeutung“ (S. 144). Anders ausgedrückt: Erst wenn eine ausreichende Materialgrundlage vorhanden ist, lohnt sich die Verwendung entsprechender Systeme. G. Rampf beschreibt den Gang der Bearbeitung der Datensätze, die nicht selten aus handschriftlichen Aufzeichnungen ausgelesen werden müssen, hinzu kommt bei der Erhebung der Flurnamen die zeitaufwendige Informantenbefragung. Es ist viel Arbeit notwendig, bevor die Verarbeitung in elektronische Datensätze erfolgen kann.

Axel Linsberger geht in seinen Ausführungen der Frage nach, inwiefern die ‚Regionalspezifik als Kriterium der Namensauswahl bei der Erstellung eines Österreichischen Online-Familiennamensbuches‘ (S. 155–167) von Bedeutung ist. Einleitend beschreibt er die Möglichkeiten, die durch die Termini ‚Internet‘ und ‚World Wide Web‘ umrissen sind: Gerade für die Namenforschung bietet das Internet durch die „praktisch unendliche Speicherkapazität [...] das Veröffentlichen größerer Datenmengen sowie ein dynamisches Anwachsen des Namensbestandes“ (S. 155). A. Linsberger stellt vor diesem Hintergrund das Vorhaben und die Arbeitsschritte eines Familiennamensbuches Österreichs vor, „das die Namen auf wissenschaftlicher Basis und zugleich auf eine für den interessierten Laien verständliche Art und Weise in zeitgemäßer Form online präsentiert“. Man kann sich über die Ergebnisse dieses Vorhabens anhand des Internetauftritts des Projektes online informieren: <http://hw.oew.ac.at/famos>. Die Regionalspezifik erörtert der Autor anhand von Fällen wie *Blaim* und *Blam für Blume* u.a.m.

Die Konzeption und Methodik des seit Jahrzehnten erscheinenden ‚Historischen Ortsnamenbuchs von Bayern‘ behandelt Wolfgang Janka (S. 169–180). Eine der Besonderheiten dieses Ortsnamenbuchs liegt in der starken landesgeschichtlichen Komponente (S. 169). Wie nicht anders zu erwarten ist, haben sich auch Konzeption und Richtlinien des großen Werks innerhalb der langen Zeitspanne, die die bisherigen Bände umfassen, mehrfach geändert. Einige Änderungen spricht W. Janka detaillierter an: Kursivsetzung objektsprachlicher Formen, Position der Mundartformen, die Form der Register u.a. Bis zu der endgültigen Fertigstellung des Werks bleibt noch viel zu tun: „Nach über 60-jähriger Laufzeit sind 31 von insgesamt 143 bayerischen Altlandkreisen bearbeitet“ (S. 177), also etwas über 20% (eine Übersichtskarte auf S. 178 verdeutlicht den Stand der Bearbeitung).

Sabina Buchner und Martina Winner stellen das Regensburger Projekt ‚Digitales Ortsnamenbuch Online (DONBO) – Neue Perspektiven der Namenforschung‘ (S. 183–198) vor. Wie schon im Beitrag von G. Rampf betont wurde, wächst auch in der Onomastik die Erkenntnis, dass Computer, Datenbanken und Online-Recherche für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrlich geworden sind und mit Hilfe dieser modernen Methoden Projekte initiiert werden können, deren Umsetzung früher nicht möglich gewesen ist. Das Korpus dieses als Pilotprojekt gedachten Vorhabens sind die Namen aller selbständigen Gemeinden in Niederbayern und der Oberpfalz mit mehr als 3.000 Einwohnern. „Hauptbestandteil bleibt auch bei der Online-Publikation die sprachwissenschaftliche Deutung des Siedlungsnamens“ (S. 185). An einem Projektauszug kann man sich anhand des Ortsnamens *Viecht-*

*ach* (S. 187) über das beabsichtigte Ergebnis orientieren (eine detaillierte Beschreibung des Inhalts steht auf S. 189f.).

Rüdiger Kaufmann und Lorelies Ortner diskutieren in ihrem Beitrag ‚Namenökologie – Eine neue Forschungsrichtung mit mikrotoponomastischen und landschaftsökologischen Methoden. Am Beispiel der Hochgebirgssorte Obergurgl und Vent (Tirol)‘ (S. 199–224) die Möglichkeiten, wie die Untersuchung von Flurnamen durch die Einbeziehung ökologischer Faktoren und Kenntnisse bereichert werden kann: „In der Namenökologie werden die durch Flurnamen geschaffenen, charakterisierten und bewerteten mentalen Räume in Beziehung gesetzt mit ökologischen Realräumen, die naturräumlich charakterisiert werden können, etwa nach Vegetationstypen, Bodentypen, geomorphologischen Formationstypen oder Nutzungstypen“ (S. 199). Aber ist das wirklich eine „neue Forschungsrichtung“? Ich lese bei U. Scheuermann zur Deutung von Flurnamen: Diese „liegt im Prinzip jenseits der Erkenntnismöglichkeiten des Sprachforschers und hat mit außersprachlichen Mitteln und Methoden zu tun. [Sie] hat eigentlich nichts mehr mit Flurnamenforschung im engeren Sinne zu tun, vielmehr erfordert [sie] eine intime Kenntnis der örtlichen Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart. Deren breites Spektrum kann hier nicht erschöpfend dargestellt werden, doch seien andeutende Stichwörter genannt: Zustand der Feldmark vor der Gemeinheitsteilung, der Verkopplung, der Flurbereinigung, u.a. also ursprüngliche Verteilung von Ackerland, Wiesen, Weiden, Wald, Ödland, ursprünglicher Verlauf von Gewässern und Wegen; Bodenverhältnisse; Standortbedingungen für Pflanzen und wild lebende Tiere; ländliche Bewirtschaftungsformen; Besitzverhältnisse; Familiennamen des Dorfes; ungewöhnliche Ereignisse u.a.m.“<sup>6</sup>.

Was an dem Vorhaben von R. Kaufmann und L. Ortner neu ist, ist die umfangreiche Nutzung moderner Methoden einschließlich der EDV, des Internets und weiterer technischer Möglichkeiten. Darin sehe ich den echten Fortschritt dieser Forschungsrichtung.

Yvonne Kathreins Überlegungen drehen sich um ‚Berufsamen und Berufsamencluster als Bergbauindikatoren am Beispiel von Schwaz/Tirol‘ (S. 225–244). Sie stehen im Zusammenhang mit dem übergreifenden Projekt ‚Onomastics in Mining‘, das sich zusammen mit anderen Vorhaben der Erforschung des Bergbaus in Tirol und seiner angrenzenden Gebiete widmet. Die Autorin hat ein interessantes Namenfeld untersucht und kann zeigen, dass sich der Bergbau im Untersuchungsgebiet in hohem Maße in den Familiennamen niederschlägt.

Im letzten Beitrag des Sammelbandes diskutiert Rosa Kohlheim die Frage ‚Hammer, Stahl und Mehlhose – Berufsamen oder Übernamen?‘ (S. 245–254). Es handelt sich um eine Gruppe von Familiennamen, deren Zuordnung schon des Öfteren kontrovers behandelt worden sind. Nach ausführlicher Diskussion der Sachlage schließt die Autorin mit der Meinung, dass es sich um berufsorientierte Übernamen handelt, „die uns verraten, wie die Angehörigen bestimmter Berufe von ihren Mitmenschen gesehen und charakterisiert wurden. Demnach stellen solche Namen nicht eine Sondergruppe innerhalb der Berufsamen dar, sondern eine Gruppe innerhalb der Übernamen“ (S. 252).

Mein Resümee des Bandes: Er enthält wichtige Beiträge zur Diskussion um die Namenforschung, lässt aber auch Kritik an einzelnen Beiträgen aufkommen. Aber was sonst als dieses wäre in einer Wissenschaftsdisziplin zu erwarten? Allerdings habe ich in diesem Band Beiträge vermisst, die sich mit Nachbardisziplinen der Namenforschung, speziell der Ortsnamenforschung, beschäftigt oder diese einbezogen hätten. Ich denke an die Bodenforschung, Archäologie, Geographie, Geologie, an die Geschichtswissenschaft und Genforschung. Aber vielleicht ist es zu vermessen, auch dieses noch von diesem Band zu erwarten.

Leipzig

Jürgen Udolph

<sup>6</sup> Ulrich Scheuermann, Flurnamenforschung. Bausteine zur Heimat- und Regionalgeschichte (Schriften zur Heimatpflege 9), Melle 1995, S. 70.

HANSJÖRG KÜSTER: Die Entdeckung der Landschaft. Einführung in eine neue Wissenschaft (becksche reihe, Bd. 6061), München: C.H. Beck 2012, 361 S., 65 überwiegend farbige Abb., 4 Tab.

Wiewohl der Terminus der Landschaft einer der Kernbegriffe gewesen ist, mit denen die landesgeschichtlichen Pioniere wie Karl Lamprecht, Rudolf Kötzschke oder Hermann Aubin erfolgreich operierten – Stichworte sind ‚Historische Landschaft‘ oder ‚Kulturlandschaft‘ –, spielt er im Kontext der heutigen geschichtswissenschaftlichen Forschung als theoretisches Konzept keine zentrale Rolle mehr. Vielmehr steht er in der Geschichtsforschung – trotz oder vielmehr wegen des ‚spatial turn‘ und der damit verbundenen differenzierten Betrachtungsweise – als analytischer Ordnungsbegriff zur Charakterisierung eines bestimmten Raumes gleichrangig neben oder sogar nur noch nachgeordnet hinter Begriffen wie Raum, Region oder Land. Mehr oder minder oberflächlich gebrauchte Neologismen wie Klosterlandschaft, Burgenlandschaft, Städtellandschaft usw., die im scheinbaren Gegensatz dazu immer wieder und fast schon inflationär im wissenschaftlichen Diskurs begegnen, werden von berufener Seite nicht von ungefähr in ihrer wissenschaftspragmatischen Sinnhaftigkeit und auch in ihrer historischen Gültigkeit kritisch hinterfragt. Jüngst erst hat sich ein von Franz J. Felten, Harald Müller sowie Heidrun Ochs herausgegebener interdisziplinärer Tagungsband zu Landschaft(en) fruchtbar und weiterführend mit dieser Problematik auseinandergesetzt<sup>1</sup>. Schon 2008 hinterfragten Beiträge in einem von Thomas Zotz und Peter Kurmann besorgten Sammelband zu Recht das Konstrukt des Oberrheins als historische und Kunstlandschaft<sup>2</sup>.

Dem mit dieser aktuellen geschichtswissenschaftlichen Zurückhaltung gegenüber dem Landschaftsbegriff und seiner Brauchbarkeit für historische Analysen mag von daher das Wiederaufleben der Landschaft als wissenschaftliche Kategorie in anderen Fächern, etwa der Archäologie<sup>3</sup>, oder gar als eigenständiger Forschungszweig in Form der sog. Landschaftswissenschaften erst einmal überraschen. Ein interdisziplinärer Masterstudiengang bildet seit neuestem junge Menschen praxisnah, wie es auf der betreffenden Homepage lautet, an der Leibniz-Universität Hannover eigens in diesen Landschaftswissenschaften aus<sup>4</sup>.

Für dieses gewissermaßen neue Studiengebiet legte der renommierte Hannoveraner Pflanzenökologe Hansjörg Küster 2012 sein gut lesbares und gründlich redigiertes Taschenbuch ‚Die Entdeckung der Landschaft‘ vor. Nach einer Einführung in das Thema fragt er zunächst, was Landschaft ist, gibt darauf Einblicke in die Methoden der Landschaftswissenschaften, erläutert im Folgenden Grundbegriffe wie Natur und Ökosysteme und geht auf deren Dynamik und Beeinflussung durch die Menschen ein. Im Anschluss behandelt Küster verschiedene, auch metaphorische Kennzeichnungen von Landschaftstypen (Fluss-, Berg-, usw.), bekennt sich offen zum synthetisierenden Charakter seiner Landschaftswissenschaften und bespricht Genese und Nutzung von Landschaft in Zeit und Raum. An den Schluss seines darstellenden Teils stellt der Autor schließlich ein Kapitel zu den Konsequenzen aus den so entwickelten Landnutzungssystemen und ein Kapitel, in dem er die künftigen Aufgaben der Landschaftswissenschaften formuliert. Ein Dankeswort, die nötigsten Nachweise, ein Verzeichnis der grundlegenden Literatur, ein Bildnachweis und ein korrektes wie übersichtliches Register beschließen das Buch im eigentlichen Sinne.

Küster hat ein Buch verfasst, das zweierlei Ziele verfolgt: Er möchte explizit eine Einführung in eine neue Wissenschaft geben. Implizit handelt es sich bei dem Buch aber erst einmal um eine Recht-

<sup>1</sup> Franz J. Felten, Harald Müller und Heidrun Ochs (Hg.), *Landschaft(en). Begriffe – Formen – Implikationen* (Geschichtliche Landeskunde, Bd. 68), Stuttgart 2012.

<sup>2</sup> Thomas Zotz und Peter Kurmann (Hg.), *Historische Landschaft – Kunstlandschaft? Der Oberrhein im späten Mittelalter* (Vorträge und Forschungen, Bd. 68), Ostfildern 2008.

<sup>3</sup> Siehe etwa die Kieler Graduiertenschule Human development in landscapes: <http://www.uni-kiel.de/landscapes> (Stand 14. März 2014, 11.50 Uhr).

<sup>4</sup> [http://www.lawi.uni-hannover.de/index\\_profil.htm](http://www.lawi.uni-hannover.de/index_profil.htm) (Stand 14. März 2014, 11:10 Uhr).